

Rede zur Eröffnung der Ausstellung

material girls V

am 6. September 2026 im Overbeck-Museum

gehalten von Dr. Katja Pourshirazi

Sehr geehrte Damen und Herren,

liebe Freundinnen und Freunde des Overbeck-Museums,

liebe material girls,

– diese Ausstellung heißt nämlich so, weil die Künstlerinnengruppe so heißt, deren Werke Sie heute hier im Overbeck-Museum sehen können. Und es ist ihre fünfte gemeinsame Ausstellung, deshalb einfach mal ganz nüchtern und zutreffend: material girls V.

Die material girls, das sind Ulrike Brockmann, Claudia Christoffel, Christine Huizenga, Edeltraut Rath, Sabine Schellhorn, Ute Seifert, und Elfin Açar. Sie alle leben und arbeiten in Bremen oder Worpswede, und das passt natürlich ganz hervorragend zu Fritz und Hermine Overbeck, die vor mehr als 100 Jahren erst in Worpswede und später in Bremen-Vegesack gelebt haben. Das ist aber nicht die einzige Gemeinsamkeit, die die vielen höchst unterschiedlichen Kunstwerke in unseren Ausstellungsräumen miteinander verbindet. Im Gegenteil: Es gibt diesmal ganz wunderbare, überraschende, lustige und ernste Berührungspunkte zwischen alter und neuer Kunst.

Auf den ersten Blick werden Ihnen vermutlich vor allem erstmal die Unterschiede auffallen. Zwischen der klassischen Worpsweder Malerei und den zeitgenössischen Kunstwerken liegen rund 125 Jahre, also Welten, und Sie werden kein einziges Werk der material girls in der Ausstellung finden, das Sie aus Versehen für eine Arbeit von Fritz oder Hermine Overbeck halten könnten.

Umgekehrt vielleicht schon eher. Wir zeigen mal wieder eine ganze Reihe unfertige Bilder der Overbecks, die, gerade weil sie unfertig sind, so modern wirken, dass man die Urheberschaft einer zeitgenössischen Künstlerin durchaus zutrauen würde. Deswegen haben wir sie auch ausgesucht: Die unfertigen Bilder von Fritz und Hermine Overbeck vertragen sich ganz wunderbar mit zeitgenössischer Kunst. Einige davon sehen Sie heute übrigens ganz sicher zum ersten Mal – sie wurden nämlich noch nie zuvor öffentlich gezeigt.

Nicht alles, was wir in den Ausstellungsräumen präsentieren, hätten Fritz und Hermine Overbeck überhaupt als Kunst erkannt – egal ob fertig oder unfertig. Wäscheleinen, Wasserflaschen und sprechende Pflanzen in einem Museum wären ihnen doch reichlich merkwürdig vorgekommen. Sie hätten gestaunt über diese Ausstellung, da bin ich mir sicher. Vielleicht hätten sie auch die Stirn gerunzelt. Aber ich glaube, hätte man ihnen ein bisschen Zeit gegeben und ein paar Sachen in Ruhe erklärt, es hätte sie auf jeden Fall interessiert und neugierig gemacht. Und vielleicht auch stolz, dass sich nach mehr als einem Jahrhundert immer noch Künstlerinnen mit ihren Werken auseinandersetzen. Denn alle Arbeiten der material girls beziehen sich explizit auf Bilder von Fritz und Hermine Overbeck, einige wurden eigens für diese Ausstellung angefertigt.

Bunt und für unsere Verhältnisse ein bisschen wild geht es diesmal zu in unseren Räumen. Die Kunstwerke hängen nicht wie sonst alle brav an der Wand, sondern stehen auch mitten im Raum oder hängen von der Decke. Eines fängt an zu reden, bei einem anderen darf man selbst etwas malen. Es ist ordentlich was los bei uns. Kein Wunder bei sieben Gastkünstlerinnen, die insgesamt rund 40 Arbeiten beisteuern, und von denen jede ihren ganz eigenen Stil hat. Wie passt das alles zusammen und dann auch noch zu den Overbecks, die ja auch noch mit 60 Werken in der Ausstellung vertreten sind? Das möchte ich Ihnen gern ein bisschen erklären.

Die material girls haben natürlich einen Grund, warum sie sich so nennen. Die Namenswahl erfolgte zwar sicher mit einer gehörigen Portion Ironie – man muss nicht viel Ahnung von Popmusik haben, um zu wissen, dass „material girl“ ein sagenhaft erfolgreicher Popsong aus den 80er Jahren von Madonna war. Und man muss nicht viel über Madonna und ihre Lust an der Provokation wissen, um zu ahnen, dass der Song eine freche Hymne auf den Kapitalismus ist. Der Refrain lautet immerhin: *Cause we are living in a material world / And I am a material girl*. Also frei übersetzt: Wir leben in einer materialistischen Welt, und auch für mich zählt allein der materielle Erfolg. Die Ironie ist offensichtlich: Wären die hier ausstellenden Künstlerinnen wirklich allein an materiellem Reichtum interessiert gewesen, dann hätten sie vermutlich zuallererst mal einen anderen Beruf ergriffen.

Das Materielle im Titel der Künstlerinnengruppe zielt aber natürlich auf etwas anderes. Und hier wird es interessant: Alle ausstellenden Künstlerinnen betonen in ihren Werken auf die eine oder andere Weise das Material, mit dem sie arbeiten. Das klingt naheliegend, ist es aber nicht, und führt ziemlich schnell zu der nicht ganz leicht zu beantwortenden Frage, was Kunst überhaupt ist.

Definiert sich ein Kunstwerk über das Material, aus dem es besteht? Das Ding an sich, das wir teuer versichern, mit einer Alarmanlage schützen und nicht anfassen dürfen? Oder definiert es sich über die Idee, die ein Künstler, eine Künstlerin hatte? Über die Form, die er oder sie diesem Material gegeben hat? Kleines Beispiel: Wenn ich Ihnen ein Bild von Fritz Overbeck zeige und Sie frage, was Sie sehen, dann werden Sie sagen: eine Birke. Das stimmt natürlich nicht. Sie sehen keine Birke. Sie sehen eine dünne Schicht Farbe auf einem Stück Stoff, das auf ein paar Holzleisten gespannt ist. Die Farbe hat die Form einer Birke angenommen, aber nicht lebensgroß und auch nicht täuschend echt. Zu keinem Zeitpunkt glauben Sie, Sie stünden vor einem echten Baum. Trotzdem

reden wir, wenn wir über Kunst sprechen, meistens über die Birke und nicht über die Farbschicht auf dem Stück Leinwand. Wir sprechen über die Idee, über die Form, aber nicht über das Material.

Farbe und Leinwand sind einzeln in der Anschaffung erstmal nicht besonders teuer. Wertvoll werden sie erst dann, wenn Fritz Overbeck sie in die Finger bekommt und etwas damit macht. Wenn er zum Beispiel eine Birke malt. Dann gilt auf einmal nicht mehr der Materialwert, sondern der sehr viel höhere Wert des Kunstwerkes. Zum Material ist eine Idee hinzugekommen, und auf einmal sind Farbe und Leinwand nicht mehr 30 Euro, sondern 3.000, 30.000 oder je nach Künstler auch schon mal 3 Millionen Euro wert. Die Idee und deren gelungene Umsetzung, die Form, haben also den Wert des Materials enorm gesteigert und lassen uns das Material zugleich vergessen, indem wir es gar nicht mehr bewusst wahrnehmen.

Man könnte jetzt sagen: Die Idee hat gewonnen. Sie ist offenbar viel wichtiger als das Material. Sie allein macht den Wert des Kunstwerkes aus. Aber ganz so einfach ist es nicht. Während die Idee das ist, was das Material formt, ist das Material das, was der Idee Gestalt gibt. Beide brauchen einander. Material ohne Idee ist nur ein formloser, einigermaßen wertloser Klumpen. Aber eine Idee ohne Material ist nur eine flüchtige Vision. Und eine Vision kann man nicht ausstellen. Das oftmals so unbeachtete Material ist das Fundament jeder Kunst. Nur auf dem Material kann die Idee aufbauen.

Wir tun also gut daran, das Material in der Kunst nicht zum ausführenden Organ herabzustufen, über das die hehre Idee triumphiert. Das Material, auch wenn es sich vom Künstler, von der Künstlerin verformen lassen muss, um Gestalt anzunehmen, ist kein Diener, sondern ein eigenständiger Akteur. Es bringt Eigenschaften mit, die zur Idee beitragen und sie verändern, und manchmal – öfter als es den meisten Künstlerinnen und Künstlern lieb ist –

leistet es auch Widerstand und erzwingt damit neue Formen. Das Material fügt jedem Kunstwerk seine ganz eigene Aussage hinzu. Deshalb lohnt es sich, einmal näher zu betrachten, woraus Kunst eigentlich – ganz physisch – besteht.

Bei den hier ausgestellten Werken von **Edeltraut Rath** liegt die Antwort auf diese Frage erstaunlich nah an dem, was Fritz und Hermine Overbeck auch geantwortet hätten: Farbe und Stoff. Aber Edeltraut Rath täuscht damit eben keine Birke vor, sondern zeigt beides pur, in seiner unverstellten Materialität. Die Installation „Elementarteilchen“ holt die handwerkliche Seite der Farbe zurück in die Kunst: Wenn Farbe zu lange offen im Atelier herumsteht, trocknet sie irgendwann ein. Das ging mit Sicherheit auch Fritz und Hermine Overbeck schon so. Die eingetrockneten Farbreste konnten nicht mehr zum Malen verwendet werden und wurden deshalb in der Regel weggeschmissen.

Edeltraut Rath dagegen formt getrocknete Farbreste aus vielen unterschiedlich großen Farbeimern, -gläsern und -dosen zu einem Gesamtkunstwerk, in dem die Farbe als Gebrauchsgegenstand ihre ganze, vom Zweck befreite Schönheit entfalten darf. Rissige, zerfurchte Oberflächen und seltsame Verformungen der mal dickeren, mal dünneren Farbscheiben holen die Farbe aus ihrer vom Pinsel erzwungenen Zweidimensionalität heraus und machen sie zur Skulptur.

Eine andere Installation zeigt die Farbe Grün verschiedenen Nuancen, aber nicht als Bild oder Farbreist, sondern als Arrangement aus weichen, fließenden Stoffen. Während der Stoff beim Leinwandgemälde unkenntlich wird, weil er ganz und gar von Farbe bedeckt ist, tritt er hier mit all seinen buchstäblich „stofflichen“ Eigenschaften in den Vordergrund. Das Weiche des Materials wird sichtbar. Darauf abgestimmte Overbeck-Gemälde, die weder Himmel noch Horizont zeigen, sondern einfach nur intensives Grün in vielen Schattierungen, machen diesen Ausstellungsraum regelrecht zu einem „grünen Salon“.

Die Stofflichkeit der Farbe lotet auch **Ulrike Brockmann** aus, wenn auch auf ganz andere Weise. Einige von Ihnen werden sich an sie erinnern, als sie vor zwei Jahren unsere Overbeck-Bilder nach Farben sortiert und zu abstrakten Kunstwerken umgeformt hat. Jetzt ist sie als Malerin zurück: Ihre zweiteiligen Gemälde scheinen auf den ersten Blick einfach aus zwei unterschiedlich großen monochromen Farbflächen zu bestehen, die sie – mit großer Klarheit und ohne jede Figürlichkeit – aneinanderstoßen lässt. Im direkten Kontakt bedingen die beiden Farben einander und verändern ihre Wirkung in Abgrenzung zur jeweils anderen. Zugleich wird bei längerem Hinsehen aber auch deutlich, wie in sich nuanciert diese Farbflächen sind. Es gibt Schattierungen, Bewegung und Tiefe innerhalb der Farben – und einen direkten Bezug zu den Bildern von Fritz und Hermine Overbeck ringsherum, deren Farbspektrum diese Werke inspiriert hat. Es lohnt sich, den Blick hin und her schweifen zu lassen: Was macht es mit unserer Wahrnehmung, wenn Farbe ohne erkennbares Motiv auskommt? Wenn wir keine Worte mehr für das haben, was wir sehen? Sehen wir die Farbe dann vielleicht intensiver? Anders? Eigenständiger?

Apropos anders: **Ute Seifert** arbeitet mit Wasser als Material. Das ist bemerkenswert, weil es in der Kunst erstaunlich selten vorkommt. Dabei ist Wasser allgegenwärtig in unserem Leben: Wir bestehen aus Wasser, wir brauchen es zum Leben und würden sofort verdursten, wenn wir es nicht täglich zur Verfügung hätten, wir benutzen Wasser Dutzende Male am Tag für die verschiedensten Tätigkeiten. Aber als Kunstwerk im Museum findet man es merkwürdigerweise so gut wie nie. Dabei ist Wasser längst von einer Selbstverständlichkeit zu einem wertvollen Rohstoff geworden. Auch dieser Dürresommer mit seinen Ernteaussfällen hat uns wieder einmal ins Bewusstsein gehämmert, dass Wasser nichts ist, was wir einfach so als gegeben hinnehmen sollten. Wasser ist ein Geschenk. Und zunehmend ein Luxus.

Die pure Schönheit klaren Wassers feiert Ute Seifert mit einer schlichten Installation, deren Wirkung allein durch Wasser und Licht entsteht. Wer braucht noch Pinsel und Farbe, wenn das Wasser solche Bilder malen kann? Eine zweite Installation präsentiert Wasser von 150 verschiedenen Orten rund um den Globus – aus Seen, Flüssen, Ozeanen und Teichen in Deutschland, Frankreich, Norwegen, Japan, Kuba... die Liste ist lang. Und wir stellen verblüfft fest, wie unterschiedlich die verschiedenen Wasserproben aussehen. Und begreifen, dass man Wasser eigentlich nur im Plural sagen kann: nicht das Wasser, sondern die Wasser. Jedes ist anders. Die Wasser in der Arbeit von Ute Seifert kommen ganz unprätentiös in Plastikflaschen daher. In dieser Masse, immerhin 150 Stück, sind sie ein erschreckend vertrauter Anblick, der sofort verstörende Bilder aufruft von mit Plastikmüll bedeckten Meeresoberflächen und Stränden. Wasser ohne Kunststoffanteil ist auf dieser Erde gar nicht mehr zu finden, nicht einmal in der Antarktis. Eine bittere Bilanz unserer sogenannten Zivilisation. Kombiniert mit den Ölgemälden der Overbecks hier in der Ausstellung stellt sich mir die bange Frage, ob nicht schon in wenigen Jahren diese Wasserflaschen mehr wert sein werden als unsere sorgsam gehüteten Kunstwerke. Ob man künftigen Generationen dann Wasser im Museum zeigen und sagen wird: Schau mal, das ist aus der Zeit, als Wasser noch im Überfluss vorhanden war. Was für eine schreckliche Vorstellung. Aber unwahrscheinlich ist es nicht.

Mit einem ähnlich klimarelevanten Material arbeitet **Sabine Schellhorn**, nämlich mit Torf. Zu Fritz Overbecks Zeiten noch ohne jegliche Bedenken als Heizmaterial verbrannt, weil er in unendlicher Menge verfügbar zu sein schien, ist Torf heute längst ein wertvoller Rohstoff. Tausend Jahre braucht das Moor, um einen Meter in die Höhe zu wachsen. Abgebaut wird es von großen Maschinen binnen weniger Tage, und so haben wir in den Mooren, deren

einzigartige Ökologie uns vor den schlimmsten Folgen der Klimaerwärmung hätte schützen können, in wenigen Jahren mehr zerstört als wir in vielen Generationen wieder aufbauen können. Sabine Schellhorn verwendet den Schwarztorf dementsprechend sparsam, fast demütig, als sei es Blattgold, hauchdünn auf Papier aufgetragen. In strengen, geometrischen Formen lässt sie das organische Material ins Abstrakte, Architektonische umschlagen und zeigt damit, welche Schönheit möglich ist, wenn der Mensch die Natur zum Guten nutzt anstatt sie zu zerstören.

Ähnlich bei den Birken – noch so ein Motiv, das wir, ebenso wie den Torf, aus den Bildern von Fritz und Hermine Overbeck kennen – das hier aber eben nicht als Motiv, sondern als Material ins Spiel kommt. Sabine Schellhorn arbeitet mit realer Birkenrinde, mit Birkenblättern und Birkenpollen. In gleichmäßigen Formaten hebt sie deren abstrakte Strukturen hervor und betont auf diese Weise die Ästhetik des Einzelnen, während wir sonst den Baum fast immer nur als Ganzes und dabei im Detail nur ungenau oder gar nicht wahrnehmen.

Auch **Christine Huizenga** arbeitet mit Pflanzen, aber ganz anders. Alte, schon beschädigte Herbarienblätter, die als Fundstücke zu ihr kamen, sensibilisieren für Themen wie Verwandlung und Vergänglichkeit. Durch einen Zufallsfund angespült im Atelier der Künstlerin, hat sie die, dem Verfall preisgegebenen, Blätter nicht einfach weggeworfen, sondern in Kunstwerke umgewandelt und ihnen damit ein neues Leben geschenkt. Die getrockneten Pflanzen sind zum großen Teil längst verschwunden, aber das Blatt zeigt noch immer, durch Vergilben und Ausbleichen, die Umrisse des jeweiligen Pflanzenexemplars. Die Abwesenheit selbst wird so zum Kunstwerk. Die Bilder zeigen keinen Gegenstand, sondern vielmehr eine Spur, der wir folgen dürfen. Kombiniert haben wir diese stillen, schönen Arbeiten nicht nur mit einigen zauberhaften Pflanzenzeichnungen von Hermine Overbeck-Rohte, sondern auch mit weiteren

Herbariumsblättern, nämlich jenen, die Fritz Overbeck selbst schon als Schüler angelegt hat. Sie stammen aus dem Jahr 1885 und sind damit die ältesten Exponate in dieser Ausstellung. Unfassbar, dass die Farben der aufgeklebten Pflanzen nach all den Jahren kaum verblasst sind. Wir sehen wirklich eine Mohnblume aus dem Jahr 1885, so wie der 15jährige Fritz Overbeck sie gepflückt hat. Schöner und stimmiger als zusammen mit den Arbeiten von Christine Huizenga kann man diese Blätter wohl gar nicht präsentieren. Es ist, als könnten wir in dieser Begegnung der Ausstellungsstücke miteinander das Verstreichen von Zeit selbst ausstellen.

Bei **Claudia Christoffel** wird es ein bisschen lauter. Wenn Sie der harmlos aussehenden Zimmerpflanze auf ihrem Tischchen zu nahe kommen, fängt sie an zu schimpfen. Also: die Blume. Nicht Claudia Christoffel. Die Irritation funktioniert: Man ist es zwar gewohnt, dass Leute mit ihren Blumen sprechen, aber nicht, dass eine Blume mit uns spricht. Zumal die Pflanze nicht gut drauf zu sein scheint und ordentlich meckert, dass wir gefälligst weitergehen sollen, und überhaupt: dass wir sie umbringen und die Welt, in der wir leben, gleich mit. Was sollen wir darauf antworten? Sie hat ja recht, und schlagartig wird uns klar, dass wir die rasant fortschreitende Umweltzerstörung vielleicht weniger brutal vorantreiben würden, wenn sich jede Pflanze derart lautstark beschweren könnte. Vielleicht wäre es also sogar ganz gut, wenn uns sämtliche Blumen und Bäume da draußen mal ein bisschen mehr anschreien würden.

Wundern Sie sich übrigens nicht: Wenn es gleich in den Ausstellungsräumen sehr voll ist, wird die Pflanze das Reden möglicherweise erstmal beleidigt einstellen und erst wieder damit anfangen, wenn es ein bisschen leerer geworden ist. Wütend wie sie ist, redet sie nicht mit jedem, sondern macht, was sie will.

Claudia Christoffel hat es auch geschafft, dass wir hier im Museum zahlreiche hausfrauliche Tätigkeiten ausführen mussten. Nicht nur müssen wir jetzt regelmäßig Blumen gießen, nein, wir haben auch gebügelt und Wäsche aufgehängt. Das finde ich deshalb ganz spannend, weil wir uns damit mal der anderen Seite von Hermine Overbeck-Rohte annähern können: nicht der Malerin, sondern der Hausfrau und Mutter, die schließlich auch noch einen Haushalt am Laufen halten musste. Um genau dieses Thema geht es in der Installation „Das Versprechen“ von Claudia Christoffel: Auf die Wäschestücke, die auf der Leine hängen und auf dem Bügelbrett liegen, sind Originalzitate aus den Briefen von Fritz und Hermine Overbeck gestickt. *Ich möchte Dir schon im Voraus das feierliche Versprechen abnehmen, daß Du mich auch malen lassen wirst*, schreibt da Hermine ein halbes Jahr vor der Hochzeit an ihren geliebten Fritz. Sicher konnte sie sich über seine Antwort nicht sein. Ein Mann hatte 1896 das juristisch verbrieftete Recht, seiner Frau jede professionelle Tätigkeit zu verbieten. Ob sie zufrieden war mit der Antwort ihres Verlobten? *Ich glaube selbst, daß Du zum Malen nicht viel mehr kommen wirst*, schreibt er, und: *wenn Du es ein mal gar nicht lassen kannst, sollst Du es ruhig thun...* Naja. Gleichberechtigung hört sich anders an. Zum Glück hat Hermine Overbeck-Rohte dann in der Ehe wohl doch mehr Unterstützung durch ihren Ehemann erfahren, als es in diesen Zeilen anklingt. Aber Wäsche aufhängen und bügeln musste sie trotzdem. Dafür fühlte er sich nicht zuständig. Dabei wollte Hermine Overbeck-Rohte doch vor allem eins: Malerin sein.

Mit diesen Themen befasst sich auf völlig andere Weise auch **Elfin Açar**. Für die aus Izmir stammende Künstlerin haben Orte und Landschaften mit Identität zu tun. Orte prägen uns. Die Landschaften, in denen wir aufwachsen, machen uns zu dem, was wir sind. Welche Art von Raum umgibt uns? Wie fühlt er sich an? Aber auch: Wie viel Raum wird uns Frauen überhaupt zugestanden? Wie

können wir ihn gestalten, allen Widerständen zum Trotz? Das sind Fragen, die heute genauso drängend sind wie zur Zeit von Hermine Overbeck-Rothe. Und nein: nicht nur in der Türkei, sondern auch in Deutschland. Orte und Räume bergen für Frauen in allen Gesellschaften immer noch andere Begrenzungen und andere Gefahren als für Männer.

Elfin Açar übersetzt diese Fragen in eine kraftvolle, geometrische Bildsprache, die erkennbar von der Natur inspiriert ist, sich aber ihren ganz eigenen Weg sucht. Auch wenn sie ganz klassisch, wie Fritz und Hermine Overbeck, mit Farbe auf Leinwand arbeitet, kommt hier zur Farbe als Material noch etwas anderes hinzu: Das eigene Leben als Material. All die unausweichlichen Erinnerungen, Träume, Gedanken und Gefühle, die man in sich trägt, und die geformt und formend in die Bilder einfließen, sind ebenfalls ein Stoff, der gestaltet wird. Das betone ich deshalb, weil es ein Verwandlungsprozess in beide Richtungen ist: Die Identität der Malerin formt die Bilder, aber die Bilder formen auch die eigene Identität. Wir selbst – die Künstlerin, aber auch wir Betrachtenden – werden angesichts dieser Bilder zum Material, das verwandelt wird, das eine neue Form annimmt. Das trifft auf alle Kunstwerke in dieser Ausstellung zu: Je mehr wir uns auf sie einlassen, desto mehr werden wir verändert. Wir gehen als andere, als die wir gekommen sind. Etwas Schöneres kann es doch eigentlich gar nicht geben. Dass wir formbar sind, wandelbar, ist der größte Reichtum, den wir haben, mehr wert als alles Geld der Welt.

Das passt übrigens, um abschließend noch einmal den Bogen zu schlagen, sogar zu dem eingangs erwähnten Popsong von Madonna. Darin singt sie nämlich am Schluss: *Boys may come, and boys may go / And that's all right, you see / Experience has made me rich, and now they're after me.* Frei übersetzt: Madonna ist so reich an Erfahrung, dass sie sich um Liebhaber gar nicht mehr bemühen muss, weil die Jungs ihr scharenweise nachlaufen.

Ich wünsche Ihnen, dass auch Sie diese lebendige und vielfältige Ausstellung voller Farben und Strukturen, voller verschiedener Texturen und Oberflächenbeschaffenheiten, Materialien und Ideen verwandelt und reich an Erfahrung verlassen. Und wenn Ihnen dann nachher draußen auf der Straße die Männer oder Frauen nachlaufen, weil so viel Kunstgenuss natürlich unwiderstehlich macht – dann beschweren Sie sich nicht bei mir. Dafür müssen Sie dann den hier ausstellenden Künstlerinnen die Schuld geben.